

btb

Buch

Bill ist Journalist in einer kleinen amerikanischen Stadt, die ihre beste Zeit längst hinter sich hat. Früher wurde hier allerhand hergestellt, aber heutzutage sind nur noch die Trümmer der Industrialisierung übrig, und die Bewohner führen ein dumpfes Leben, das nur noch von der Erinnerung zehrt. Doch dann ist auf einmal der alte Lawton verschwunden, und sein Sohn Ronny, der ihn vermisst gemeldet hat, gerät in Verdacht, seinen Vater umgebracht zu haben. Die Stadt erwacht angesichts des Skandals zu ungeahntem Leben, und die »Daily Truth« erreicht dank Bills reißerischen Artikeln nie gekannte Auflagenhöhen. Als die rauschhafte Freude darüber, es mit seinen Artikeln bis zur überregionalen Agentur-Meldung geschafft zu haben, abflaut, beginnt Bill daran zu zweifeln, dass Ronny der Täter war. Er verdächtigt dessen Exfrau, zu der er sich stärker hingezogen fühlt, als ihm lieb ist. Doch als er einen anonymen Brief erhält, der beschreibt, wo der abgetrennte Kopf des alten Lawton zu finden sei, überstürzen sich die Ereignisse ...

Autor

Michael Collins, geboren 1964 im irischen Limerick, übersiedelte in den 80er-Jahren in die USA, wo er zunächst als Programmierer arbeitete, bevor er sich dem Schreiben zuwandte. Momentan lebt er mit seiner Frau und seinen beiden Kindern in Bellingham, Washington. Mit dem gleichnamigen irischen Freiheitskämpfer ist Michael Collins entfernt verwandt. Weiteres, z.B. detaillierte Informationen zu seinen Erfolgen als Marathonläufer, unter: www.michaelcollinsauthor.net

Michael Collins bei btb

Schlafende Engel. Roman (73653)

Der Bestseller-Mord. Roman (73718)

Michael Collins

Tödliche Schlagzeilen

Roman

*Aus dem Amerikanischen
von Eva Bonné*

btb

Die Originalausgabe erschien 2000 unter dem Titel
The Keepers of Truth bei Phönix, London, und Scribner, New York.



Verlagsgruppe RANDOM House FSC-DEU-100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2008,
Copyright © der Originalausgabe 2000 by Michael Collins
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2008 by btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: Cordis, Düsseldorf
Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin
Druck und Einband: Clausen und Bosse, Leck
MM · Herstellung: BB
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-73792-5

www.btb-verlag.de

Gewidmet meinen Eltern und meiner Frau

Das Folgende nenne ich »Ode an einen Mitarbeiter des Monats«.

Ich würde Ihnen raten, es zu lesen, bevor Sie unsere Stadt besuchen. Denn nur so können Sie sich ein Bild davon machen, wie es in diesem historischen Moment um uns steht. Das erscheint mir nur fair. Selbst im Mittelalter stellte man Warnschilder auf: »Pest! Betreten verboten!«

Genau das würde ich Ihnen raten ...

In unserer Stadt wurde seit über einem Jahrzehnt nichts mehr hergestellt. Es ist, als sei eine Plage über unsere Männer gekommen, nicht weniger schrecklich als die Plagen im alten Ägypten. Früher stellten unsere Arbeiter Autos, Walzbleche, Wohnmobile, Waschmaschinen, Trockner, Türrahmen und Stahlträger für Brücken und Wolkenkratzer her. Unsere Stadt wurde mit Aufträgen von Sears, Ford und General Motors versorgt. Alle arbeiteten in der Fabrik, um Metall zu Kotflügeln, Dichtungsplatten, Motorblöcken und Verteilerklappen zu verbiegen oder Kunstleder zu Autositzen für Cadillacs und Continentals zu vernähen. Unsere Hände zitterten vor Ungeduld, etwas herstellen zu dürfen. Die Fabriken waren unsere Kathedralen, wie aus dem Boden gestampft erhoben sie sich über die Great Plains.

Früher einmal erfüllte ein Dauerlärm unser Bewusstsein, der nichts anderes war als das unterirdische Rumpeln der Maschinen. In den eisigen Wintern hätten Sie die gedämpften

Hammerschläge unter der Schneehülle spüren können, die uns vom Rest der Welt abschnitt. Während der Schnee in dicken Flocken auf die Plains fiel und uns immer weiter isolierte, waren wir mit der Herstellung von Dingen beschäftigt. Unsere Hochöfen brannten Löcher in den Schnee, sie leuchteten wie ein flammender Schmelztiegel mitten auf der endlosen Prärie. Wenn wir uns dann im Licht der Straßenlaternen auf dem Nachhauseweg in unseren Autos langsam über die freigeräumten Straßen schoben, war alles friedlich und sicher. Wir waren völlig erschöpft, während die großen Maschinen sich durch die Nachtschicht fraßen. Sie hätten die langsam zuckelnden Züge mit den hell erleuchteten Waggons gesehen, die wir gebaut haben und die sich aus der Stadt und in Richtung der großen Städte an der Ost- und Westküste schlängelten.

Wenn Sie uns in der Sommerhitze besucht hätten, wären Ihnen die verschwitzten Männer in den fleckigen gelben T-Shirts aufgefallen, die unten am Fluss saßen, ihr Mittagessen aus Blechdosen aßen und dazu eiskalte Coca-Cola oder eimerweise kaltes Bier tranken. Sie hätten sehen können, wie sie sich ruhig und zufrieden den Mund mit dem Unterarm abwischten, um dann aufzustehen, sich zu strecken, sich eine Zigarette anzuzünden und tief inhalierend auf dem Fabrikgelände herumzuspazieren. Während der Mittagspause hätten Sie vielleicht das Ploppen eines Baseballschlägers gehört, weil unsere Männer auf den Feldern hinter der Fabrik einen Homerun versuchten oder den Ball versehentlich über die Sandsteinmauer schlugen, die ihren Lebensraum umgrenzte. In den düsteren, heruntergekommenen Bars wurde jenen, die es brauchten, billiges Bier ausgeschenkt, und zwischen den labyrinthischen Viadukten und den Kühlbecken der Gießereien warteten die Huren auf ihrer Parzelle. Wir hatten auch eine Schokoladenfabrik, in der junge Frauen mit Konditormützen Fondant, Karamell, Toffee und Krokant auf gefettete Backbleche strichen. Sie hätten sie wie bleiche, mehlbestäubte

Geister an der schwarz verrotteten Fabrikmauer lehnen und rauchen sehen können. Der exquisite Duft von Zimt und Kakao hatte sich tief in den Poren ihrer Haut festgesetzt.

Und an einem lauen Sommerabend hätten Sie uns alle im Autokino wiederfinden können, ein jeder in seinem Wagen und draußen die feuchte, warme Sommerluft. Sie hätten die schrillen Stimmen aus den mit Draht bezogenen Lautsprechern gehört, Riesennameisen, die nach der nuklearen Katastrophe über New York City herfielen.

Sie war ständig in Bewegung, unsere Stadt, solide, unerschöpflich und selbstgenügsam; ewige Tage und Nächte hindurch befeuerten wir, die Hüter der Industrialisierung, in herrlicher Abgeschlossenheit unsere Hochöfen. So wie wir hätten auch Sie geglaubt, dass die Produktion niemals zum Stillstand käme. Und auch Sie hätten sich geirrt.

Die Fabriken unten am Fluss stehen heute leer, die Fensterscheiben sind zerborsten und Grasbüschel wuchern auf den eingesackten Dächern. Wir führen einen Krieg gegen uns selbst, während die Nation ihrer schlimmsten Krise entgegenschlittert. Wir bringen uns gegenseitig um mit missglückten Geschäften, mit einem Schwarzmarkt für Drogen, die im Schatten der verlassenen Kathedralen gehandelt werden. Unsere Jugendlichen schleichen zwischen den Ruinen umher, klettern über Maschendrahtzäune und reißen Kupferrohre aus den Fabriken, um sie zu verkaufen. Prähistorisch aussehende Maschinen werden ins Freie gezerrt und ausgeschlachtet, zurück bleiben industrielle Gerippe. Unsere Töchter machen die Beine auf den Fabriketagen breit, wo die Arbeiter früher auf Stahl einhämmerten. Wir sind umzingelt von Maisfeldern, umgeben von Saaten, deren Anbau sich nicht mehr lohnt. Der Markt ist zusammengebrochen. Es gibt Butterberge und Weizenberge, verfallende Lebensmittelhalden, die wegen Überproduktion und bodenlosen Preisen vernichtet werden müssen.

Heute sind wir eine Stadt von gastronomischen Aushilfs-

kräften. O schätztet euch glücklich, Erben der Fritteuse! Alles, was wir jetzt noch tun können, ist essen. Essen ist zu unserer einzigen Beschäftigung geworden, endlich haben unsere müßigen Hände etwas gefunden, wonach sie greifen können. Wir haben McDonald's, Burger King, Arby's, Hardee's, Dairy Queen, Shakey's, Big Boy, Ponderosa, Denny's, das International House of Pancakes ...

Nicht, dass Sie darüber etwas auf irgendeinem Schild vor den Toren unserer Stadt lesen könnten. Ich schreibe seit Jahren an diesem Requiem. Ich schreibe an diesem Text, seit ich Journalistikstudent war. Seit ich im letzten Jahr bei der *Daily Truth* angefangen habe, bemühe ich mich, ihn in einem Artikel unterzubringen. Ich habe mein Stückchen Philosophie aufpoliert wie mein alter Herr früher sein 62er Oldsmobile. Ich habe meine Philosophie anprobiert, wie Frauen Kleider anprobieren. Ich versuche immer wieder, sie unauffällig ins Gespräch zu bringen, in den Bars ebenso wie beim Tag der offenen Tür am örtlichen Junior College. Letztes Jahr dachte ich noch, verdammt, meine Philosophie hätte wirklich einen Platz in der Zeitkapsel der Stadt verdient. Aber dann hat mich mein Chef, Sam Perkins, ein fettes, jähzorniges Arschloch, in sein Büro bestellt und zusammengeschissen. Er sagte: »Die Geschichte unserer Stadt besteht nicht aus Wörtern.« Und das vom verdamnten Chefredakteur einer Lokalzeitung ... Eine Geschichte, die nicht aus Wörtern besteht? Himmelherrgott! Ich konnte nur den Kopf schütteln. In der Zeitkapsel haben sie dann unter anderem Bauteile einer Waschmaschine und einer Nähmaschine, Kotflügel, Lenkräder, Reifen, eine Weiche vom alten Stellwerk und eine Baseballkappe der örtlichen Autoarbeitergewerkschaft verstaut. Sie haben die Sachen in einer versiegelten Kiste neben dem Baseballfeld an der Bundesstraße in die Erde gelassen und das Loch zugeschüttet. Sam Perkins sagte: »Sprache ist veränderlich. Auf Sprache ist kein Verlass. Aber das hier, die Maschinen unseres Zeitalters, repräsentieren den unabänderlichen Bauplan unserer Ge-

schichte.« Er sagte das zu den Leuten, die sich um das Loch herum versammelt hatten. Sam ist in erster Linie deswegen Chefredakteur, weil er Wörter wie *unabänderlich* kennt und Hände schütteln kann wie ein Politiker. In dieser Stadt ist er die *Truth*, oder zumindest war er das früher einmal. Manchmal nenne ich ihn hinter seinem Rücken *die Wahrheit*. Ich sage Sachen wie: »*Die Wahrheit* hat gesprochen. Man muss *die Wahrheit* akzeptieren.«

Sie sehen schon, dass wir hier draußen einen aussichtslosen Kampf führen. Im Lauf der letzten Monate hat Sam mich immer wieder beiseite genommen. Er sagt: »Auflagenhöhe und Zirkulation interessieren mich einen Scheißdreck.« Das Wort Zirkulation gefällt mir, wegen der Analogie zu Blut. Es lässt ahnen, wer wir früher einmal waren. Wenn er betrunken ist, sagt Sam: »Ich will verdammt sein, wenn wir das Ganze hier knicken müssen ...« Ich habe die letzte Schlagzeile schon im Kopf: ZEITUNG GEKNICKT.

Ich feile immer noch an meinem Essay herum, wenn nichts zu tun ist und ich an meinem Schreibtisch festklebe und auf die letzten AP-Meldungen warte, um unserer Zeitung, deren Seiten täglich gefüllt werden wollen, etwas Leben einzuhauchen. Wir führen gerade keinen Krieg, was meine Arbeit erschwert. Manchmal wünsche ich mir, wir würden Krieg führen. Wir haben hier einen Haufen junger Männer, die einen schönen, patriotischen Tod sterben könnten. Scheiße, vom journalistischen Standpunkt aus betrachtet hat das Ende des Vietnamkriegs eine ziemliche Lücke hinterlassen. Aber heutzutage ist die Lage komplizierter. Es ist nicht schwierig, die Opfer auszumachen; schwierig ist nur, die Leute zu dem Eingeständnis zu bewegen, dass *sie* die Opfer sind. Es ist schwierig, sie zu dem Eingeständnis zu bewegen, dass wir einen Krieg führen. Ich habe es mit genau jenem Satz versucht, ich wiederhole: »Es ist nicht schwierig, die Opfer auszumachen; schwierig ist nur, die Leute zu dem Eingeständnis zu bewegen, dass *sie* die Opfer sind.« Das war bei der Hauptversammlung

am Tag der offenen Tür im Lakeview Junior College, und Dekan Holton hat sich fast in die Hosen gemacht. Ich rief ins Mikrofon: »Habt ihr euch jemals gefragt, wie die japanischen Autos zu ihrem Namen kommen – Accord, Cressida, Corolla? Es ist so, als hätten die Japsen gerade erst mit dem englischen Alphabet angefangen. Sie lernen noch das ABC.« In dem Moment forderte Dekan Holton die Schulband im Auditorium auf, mich einfach zu übertönen. Drei Cheerleader hüpfen auf die Bühne und sorgten für rauschenden Applaus, woraufhin ich mir einbildete, der Applaus gelte mir. Was natürlich nicht stimmte. Wissen Sie, vielleicht hat Sam Perkins recht, wenn er behauptet, auf die Sprache sei kein Verlass. Die japanische Sprache besteht aus Gleichungen und Zahlen. Zwei und zwei wird immer gottverdammte vier ergeben.

Ich kann mir in unserer Stadt ein solches Verhalten erlauben, weil meinen Job sowieso niemand will. Eigentlich fungiert die *Truth* in erster Linie als gerichtliches Bekanntmachungsorgan. Mein Großvater, das Eismonster, hat die Zeitung einst gegründet, so wie er viele der sozialen Einrichtungen der Stadt gegründet hat. Das war vor vielen Jahren, nachdem er mit dem Verkauf von Eis, das er in Blöcke zerhackt an die Haushalte in der Stadt und draußen auf den Farmen lieferte, ein Vermögen verdient hatte. Dann ist er rechtzeitig in den Markt eingestiegen, als es mit den Kühlschränken losging, und verdiente ein zweites Vermögen. Sein Erbe ist immer noch nicht dahingeschmolzen. Außerdem ist da noch das Haus, das er hinterlassen hat; eigentlich ist es eher eine Art Landsitz. Das Haus, dieser Anker meiner Erbschaft, hat mich dazu bewogen, zurückzukehren.

Aber heutzutage spielt sich alles im Fernsehen ab. Das geschriebene Wort ist tot. Eine gewisse Linda Carter moderiert jetzt die *Eyewitness News*. Ihre Beine sind endlos lang, und sie ist das neue Orakel der Stadt. Eigentlich sind ihre Lippen wie zum Schwanzlutschen gemacht. Verdammte, sogar ich sehe mir ihre Sendung an, dabei ist sie der Feind. Sie ist immer vor

Ort. Die Stadt liefert ihr lediglich die Kulisse für ihre Auftritte.

Sam hat die Hosen voll, aus Angst, wir könnten eingehen. »Ich möchte meinen Ruhestand in Würde antreten«, sagt er. Manchmal wird er ganz fahrig. Dann sagt er sanft: »Bill, du weißt, dass ich bald sterben muss. Der Krebs zerfrisst mich«, aber das ist ziemlicher Blödsinn. Er hat einfach keine Ziele mehr. Er wünscht sich, irgendwas würde ihn umbringen. Er sitzt bis in den späten Abend hinter der Milchglastür seines Büros und trinkt warmen Bourbon. Er lässt seine Brokerlampe die ganze Nacht brennen. Wir sehen hinunter auf die alte Gießereianlage, ein Gerüst aus mit rostigem Blech verkleideten Türmen und Stegen, ein Labyrinth aus riesigen, gewundenen Leitungsrohren und Schornsteinen, die seit Ewigkeiten nicht mehr in Betrieb sind. Eines Abends hat Sam mich zu sich ans Fenster gerufen, um einen Blick auf den Altraum zu werfen. Unten im Hof wird ein Großteil der Drogengeschäfte abgewickelt, und nachts kann man sich dort einen blasen lassen. »Direkt vor unserer verdammten Nase«, sagte Sam mit zitternder Stimme. Manchmal trägt er seine lederne Schriftsetzermütze, wenn er so weinerlich wird. »Wir brauchen eine Sensation«, sagt er dann und schüttelt den Kopf. Aber es sind keine Sensationen mehr übrig, wenigstens hier nicht. Sams Vater, Jasper Perkins, hat die Redaktion jahrelang geleitet. Ich kenne die Geschichte bis zum Erbrechen. Bla, bla, bla ... In Sams Nachruf möchte ich schreiben: DIE WAHRHEIT IST TOT.

Mir bleibt nichts übrig, als Nachrufe auf die tote Stadt zu verfassen, die ich zerstückelt in doppelseitigen Artikeln über den *Backwettbewerb der Ehefrauen der Freiwilligen Feuerwehr* verstecke. Der Backwettbewerb ist die Titelstory der morgigen Ausgabe. Ich habe über die Schlagzeile nachgedacht – EHEFRAUEN DER FREIWILLIGEN FEUERWEHR VERKAUFEN IHRE SEMMELN FÜR EINEN GUTEN ZWECK –, aber verdammt, man kann Sam Perkins rein gar nichts unterjubeln. Vielleicht liest in hundert Jahren irgendjemand meinen Artikel

über den Backwettbewerb und versteht dann, wie sehr diese Stadt sich am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts runtergewirtschaftet hatte. So funktioniert Sprache eben, man muss ihre Bedeutung dekonstruieren und den *Backwettbewerb der Ehefrauen der Freiwilligen Feuerwehr* als einen gewaltigen, verkackten Aufschrei der Verzweiflung dechiffrieren.

Und dann ruft Pete Morris von der Polizeiwache unten an der West Twelfth an. Wir kennen uns seit der Grundschule. Er sagt: »Bill, wir haben hier eine Situation«, was er früher niemals gesagt hätte. Das ist so ein Wort, das sie bei den Polizeireportagen im Fernsehen immer benutzen, »eine Situation«. Aber wenn Pete heutzutage anruft, handelt es sich immer gleich um »eine Situation«. Ich habe überlegt, einen Leitartikel zu dem Thema zu schreiben, darüber, wie neue Wörter sich unbewusst einschleichen; aber ich bin mit den verdammten Backwettbewerben dermaßen ausgelastet, dass ich nicht mehr dazu komme, eigene Artikel zu schreiben.

Pete fragte: »Kennst du Ronny Lawton, diesen Unruhestifter, der draußen an der Ecke Pine und Sixteenth wohnt?«

Ich sagte: »Ja, Pete. Was ist mit ihm?«

»Ich werde dir sagen, was mit ihm ist. Er hat soeben angerufen, um seinen Vater als vermisst zu melden«, sagte Pete. »Sieht so aus, als wäre es Zeit, den Fluss abzufischen.«

Ich fragte: »Pete, Herrgott nochmal, etwas Handfesteres hast du nicht? Der Aufmacher für morgen ist der *Backwettbewerb der Ehefrauen der Freiwilligen Feuerwehr*. Wenn du den von der ersten Seite kippen willst, musst du schon eine Leiche haben.«

sie live vom Gericht. Sie war allgegenwärtig, sie verkörperte das geballte Schicksal.

Sam Perkins rief an und brüllte, dass es im Gericht inzwischen drunter und drüber ginge. »Vergiss den verdammten Backwettbewerb. Du sitzt doch nicht etwa immer noch an dem Backwettbewerb?«

»Ich bin so gut wie fertig, Sam.«

»Vergiss den verdammten Backwettbewerb.« Er war jetzt richtig sauer. Er hielt mir einen Vortrag darüber, dass man den richtigen Riecher für eine Story haben müsse. Und dass der mir fehlen würde. Dass ich ein faules Arschloch sei. Dass mein Collegediplom einen Dreck wert sei. »Man schickt kein Schwein aufs College, um das Trüffelsuchen zu lernen.« Ich hielt den Hörer von meinem Ohr weg. Ich war gerade dabei, die luftige Leichtigkeit von Mrs. Polskis Biskuittorte angemessen zu beschreiben. Mir fehlte nur noch diese eine Metapher, und der Artikel wäre fertig. Ich war wie ein Hund mit einem abgenagten Knochen, der sich zum Mark durchbeißen will.

Als Ed Hoskin in mein Büro kam, hielt er bereits eine grobkörnige Vergrößerung von Ronny Lawtons Gesicht in der Hand. Ich legte eine Hand über die Muschel. »War Ronny nicht im Schützenverein? Sieh nochmal im Jahrbuch nach, Ed. Die Geschichte entwickelt sich.«

Als die Zweiundzwanzig-Uhr-Nachrichten mit einer Panoramaeinstellung vom Gerichtsgebäude eröffneten, nörgelte Sam immer noch. Ich konnte Sam im Fernseher erkennen, wie er mich durchs Telefon anschrte. Ich sagte nur: »Sam. Sam, hör mir zu. Was soll ich deiner Ansicht nach aufs Titelblatt setzen? Uns bleibt weniger als eine Stunde Zeit.« Ich redete mit dem Sam im Fernseher, doch plötzlich ließ die Kamera von ihm ab und schwenkte auf Linda Carter um, die auf der Treppe zum Gerichtsgebäude stand. Ich hatte den Ton abgedreht. Dann zeigten sie wieder die Bilder von Ronny Lawton in T-Shirt und Baseballkappe, eskortiert von drei Poli-

In den Zweiundzwanzig-Uhr-Nachrichten berichtete Linda Carter live vom Bezirksgericht. Ich verpasste gerade meinem Backwettbewerb-Artikel den letzten Schliff. Ich arbeitete nach einem völlig verschobenen Zeitplan, immer bis spät in den Abend. Manchmal wünschte ich, ich hätte keine Vergangenheit und kein Erbe zu bewältigen. Es gibt keinen Grund, warum jemand wie ich sein Genie in einem Saftladen wie diesem hier verschwenden sollte.

Ed Hoskin war unten in der Dunkelkammer und entwickelte Filme. Uns blieb weniger als eine Stunde Vorlaufzeit, um die fertige Ausgabe in die Druckerei zu schicken. Was die Ronny Lawton-Story anging, hatte ich alles auf eine Karte gesetzt und verloren.

Auf meinem Schreibtisch stand ein kleiner Schwarzweißfernseher, im Hintergrund rauschte der Polizeifunk. Sie waren gerade dabei, das Haus der Lawtons zu versiegeln. Den ganzen Abend über rieselten die Tonschnipsel herein. Ronny Lawton wurde von der Polizei vernommen. Es gab Bildmaterial, das ihn zeigte, wie er von drei Polizisten zum Verhör ins Gerichtsgebäude gebracht wurde. Er trug ein T-Shirt und eine Baseballkappe. Die Bilder spielten sie in jeder Werbepause wieder ein. »Linda Carter meldet sich in den Zweiundzwanzig-Uhr-Nachrichten mit den brandaktuellen Erkenntnissen.« In der einen Minute stand sie auf dem Grundstück der Lawtons, in der nächsten vor Ronnys alter High School, dann berichtete

zisten. Derselbe Mist, den sie schon den ganzen Abend über gesendet hatten.

Sam schrie ins Telefon: »Ich schicke dir jetzt jemanden mit der Abschrift von Ronny Lawtons Anruf bei der Polizei vorbei. Der wird Wort für Wort abgedruckt, hast du verstanden?«

Ich meine, irgendwie gab es noch gar keine konkreten Hinweise auf ein Verbrechen, aber Sam drehte trotzdem durch. Vermutlich handelte es sich um jene Art von Intuition, die mir fehlte. Ich dachte immer noch *Backwettbewerb*, aber ich sagte: »Ich habe sein Foto aus dem High-School-Jahrbuch hier liegen. Das können wir in den Aufmacher reinnehmen.«

»Jetzt denkst du wie ein Zeitungsmensch!«

Es war das Einzige, was ich im College gelernt hatte. Man fängt immer mit dem Jahrbuch an, jenem definitiven Moment des Erwachsenwerdens, und von dort aus arbeitet man sich vor. Es ist der Moment der Fleischwerdung einer jeden journalistischen Story, der Ausgangspunkt aller Geschichten.

Ich rief Pete in der Wache an. Er sagte: »Scheiße, wir haben hier eine eskalierende Situation. Bill, die Info ist offiziell noch nicht draußen, aber die von der Staatspolizei haben im Haus der Lawtons Blut gefunden. Dieses Arschloch war's. Ich habe ihn im Verhörraum gesehen. Der sieht aus, als würde er bald auspacken.«

»Wie viel Blut, Pete?«

»Weiß ich nicht. Ich habe bloß zufällig einen von den Staatspolizisten so was sagen hören. Die Forensiker vom Kale County wollen morgen früh mit den Tests anfangen.«

Ich sagte: »Pete, uns steht das Wasser bis zum Hals. Ich habe verdammt nochmal gar nichts zum Abdrucken. Meinst du, du kannst mir Ronnys Vorstrafenregister besorgen? Besser jetzt als gleich. Zehn Minuten, Pete. Mehr Zeit bleibt mir nicht.«

»Ich hab's dir schon rausgesucht.« Er schwieg für einen Augenblick. »Bill?«

»Was?«

»Das hilft dir wahrscheinlich nicht weiter ... wir kriegen die Geburts- und Sterbeurkunden erst morgen früh, aber kannst du nicht in deinen alten Zeitungen mal nach der Todesanzeige von Ronnys Mutter suchen? Anscheinend ist sie um diese Zeit vor einem Jahr gestorben.«

Dann brach die Verbindung ab. Die Grillen auf dem Gießereigelände füllten die plötzliche Stille mit ihrem Gezirpe. Ich weiß auch nicht, warum, aber auf einmal spürte ich mein Blut wallen. Ich meine, es war schon verdammt spät, normalerweise stand jetzt alles still, und ich ging von der Redaktion nach Hause, um mich zu entspannen und vor der *Tonight Show* einzuschlafen. Vielleicht verspürte ich den unbewussten Drang, das Scheißleben zu ändern, in das ich abgerutscht war. Wenn es darauf angekommen wäre, hätte ich mich dafür wahrscheinlich sogar in einen Geier verwandelt und Leichen zerfleddert. Ich saß zitternd an meinem Schreibtisch, und der Schweiß lief mir an den Innenseiten der Beine runter. Ich schenkte mir einen starken, schwarzen Kaffee ein und schmeckte den bitteren Satz. Draußen grummelte Donner aus der Ferne. Ich zog die Jalousien hoch und ließ einen Strom kalter Luft ins Büro.

Ich ging zum Stahlschrank mit den alten Mikrofiches, fand die Spule vom letzten Jahr, fädelt den Film ein und überprüfte die Todesanzeigen. Achter Juli. Vor einem Jahr, bis auf den Tag genau. Ich überprüfte das Datum ein zweites Mal. Vermutlich hing alles davon ab, wie man es betrachten wollte. Es hätte bedeuten können, dass Ronny Lawtons Vater sich herumtrieb und in Gedenken an seine Frau besoff. Vielleicht steckte wirklich nicht mehr dahinter. Wäre mir mehr Zeit geblieben, hätte ich auf dem Friedhof nach ihm gesucht. Inzwischen zuckten Blitze am Himmel. Vor dem Fenster ging prasselnder Regen nieder. Ich stand im bläulichen, zuckenden Licht und machte mich auf das Gewitter gefasst. Als der Donner loskrachte wie ein Kanonenschlag,

stellten sich sämtliche Härchen auf meinen Unterarmen auf.

An der Todesanzeige für Ronny Lawtons Mutter war mir noch etwas Interessantes aufgefallen. Ich holte mir die Mikrofilm-Spulen der Jahre 1970 bis 1973 und überflog alle Traueranzeigen aus der Zeit des Vietnamkriegs, bis ich fand, wonach ich gesucht hatte.

Unten vor dem Haus hielt ein Auto, und der Typ mit der Abschrift kam herauf. Ich las sie langsam durch. Allgemein bekannt war nur, dass Ronny Lawton am siebten Juli um acht Uhr abends bei der Polizei angerufen hatte, um seinen Vater vermisst zu melden. Ronny gab an, seinen Arbeitsplatz bei Denny's, wo er als Aushilfskoch angestellt ist, gegen sieben Uhr verlassen und zu Hause niemanden angetroffen zu haben. Er rief bei der Polizei an, um die Vermisstenanzeige zu erstatten, und gegen neun Uhr verließ er das Haus, um Nachtanfragen zu gehen. Als er am Morgen zurückkam, musste er feststellen, dass das Bett seines Vaters unberührt war. An dem Punkt, so sagte er, habe er angefangen, sich ernstlich Sorgen zu machen. Gegen halb zehn Uhr morgens rief er noch einmal bei der Polizei an und sagte: »Mein Alter ist weg, er ist weg, seit ich gestern Abend angerufen habe. Ich habe sein Bett gesehen, da hat niemand drin geschlafen. Ich habe gestern schon mal angerufen deswegen. Er ist weg. Hören Sie? Wie lange braucht ihr Arschlöcher eigentlich, um zu kapiern, dass er verschwunden ist?« Den Todestag seiner Mutter ließ er unerwähnt. Im vierten, fünften, sechsten Jahr vergisst man einen Todestag vielleicht – aber gleich beim ersten Mal?

Ed meldete sich über die Gegensprechanlage aus der Dunkelkammer. »Willst du sehen, was wir haben?«

»Klar.«

Das hörte sich nach Arbeit an. Ich musste lächeln. Irgendwie hoffte ich, Ronny Lawton hätte seinen Vater umgebracht.

Nach und nach wurde Ronny Lawton unter Eds Händen sichtbar. Im blutroten Licht schaute ich Ed, der sich über die

Wannen beugte und Chemikalien mischte, über die Schulter. »Was hast du, Ed?« Mein Atem roch nach Kaffee. Ich war aufgekratzt. Ich musste dringend mal pinkeln. »Wir brauchen irgendwas, und zwar ganz schnell.«

»Wir kriegen auch was.« In der Dunkelkammer herrschten mindestens achtunddreißig Grad, die Hitze staute sich in der winzigen, dunklen Box. Ed arbeitete sich anscheinend durch verschiedene Schichten, indem er immer wieder Chemikalien dazukippte. Schließlich erschien Ronny Lawtons Gesicht in voller Größe. Ich starrte ihn an, starrte in sein körperloses Gesicht, das aus der Entwicklerwanne zurückstarrte. Ein Ausschnitt aus dem Jahrbuchfoto. Noch mehr Chemikalien, und das Kinn zog sich zurück und die Lippen schrumpften zusammen, bis der Mund nur noch ein verkniffener Schlitz war. Ich sagte leise: »Ich habe eben herausgefunden, dass Ronnys Mutter heute vor einem Jahr gestorben ist.« Ich atmete in Eds Nacken. Ich berührte seinen Arm, lockte ihn, spürte, wie sich die Sehnen unter seiner Haut anspannten, während er das Bild auf ein verborgenes Geheimnis hin abklopfte. Ich sagte: »Ich habe auch sein Vorstrafenregister. Häusliche Gewalt. Ronny hat seinen Vater verprügelt.« Ich legte einen Schalter irgendwo in Eds Kopf um, ich aktivierte sein Talent, seine visionären Fähigkeiten. Ich flüsterte: »Pete hat mir gesagt, dass sie Blut im Haus gefunden haben. Die Forensiker vom Kale County arbeiten dran.« Instinktiv verdunkelte Ed die Augen, tränkte die Stellen, an denen vorher Pupillen zu sehen gewesen waren, mit undurchdringlicher Schwärze, bis uns nur noch eine grimmige, gruselige Totenmaske entgegenstarrte.

Ich rief: »Ed, das ist es! Himmelherrgott, Ed, ganz genau das ist es!«

Ed zog das Bild mit einer Klammer aus der Flüssigkeit und hängte es auf. Wir gingen nach draußen in den Flur, stellten uns in das weiche, gelbliche Licht der Glühbirne und rauchten. Eds Augen waren feucht. Auf seinem kahler wer-

denden Kopf stand der Schweiß. Wir gähnten und rieben uns die Augen. Ronny Lawton war da drin. Wir waren beide völlig erschöpft. Vielleicht hatten wir beide vergessen, was es bedeutete, auf einen Abgabetermin hinzuarbeiten, etwas zu Papier zu bringen, das die Leute tatsächlich lesen wollten. Ich zitterte ein bisschen, wahrscheinlich lag das am Kaffee und ein paar anderen Dingen, Dinge, über die man besser gar nicht erst nachdenkt.

Nach dem heftigen Regen war es draußen beinahe kalt geworden. An der Glühbirne im Flur klebten Fliegen.

»Es ist, als würde ich ein Geständnis hören«, sagte Ed. »Ich gehe da rein, und sie verraten mir alles.« Er hob den Zeigefinger und tippte sich an die Brust.

Ed sah aus wie ein Skelett. Seine Haut spannte sich über seinem dünnen Körper. Er trug eine schokobraune Polyesterhose mit weißem Gürtel, die Art von Klamotten, wie ältere Herren sie seinerzeit in Florida bevorzugt hätten. Irgendwie passten sie nicht zu seinem grimmigen Gesicht und der nüchternen Wachsamkeit, mit der er seine Umwelt betrachtete. Ich sagte: »Gute Arbeit, Ed.« Ich schnipste die Zigarettenasche auf den nackten Boden.

Ich betrachtete Eds Hände, als handele es sich um Instrumente.

»Bevor die da draußen alles an die Wand gefahren haben, war ich richtig gut, Bill. Ich habe früher die Kataloge der neuen Automodelle fotografiert. Wir haben Schönheitsköniginnen aus Detroit eingeflogen, um mit den Geschäftsführern zu posieren, auf den Jahresabschlusspartys der Vertriebsleute draußen auf den Dampfschiffen. Alles erstklassig.«

Der Korridor endete an einer zerbrochenen Fensterscheibe. Die Zugluft zerrte den Vorgang nach draußen in die Nacht und lenkte die Qualmschnüre unserer Zigaretten um. Ich sagte: »Das ist wirklich eine Gabe, Ed. Ich habe es da drinnen selbst gesehen.«

Ed unterdrückte ein Rülpsen und bewegte die Kinnlade hin

und her, weil er Galle aufgestoßen hatte. Er schien die Flüssigkeit im Mund aufgefangen zu haben und holte ein Taschentuch heraus, das er sich an die Lippen drückte, um sie hineinfließen zu lassen. Dann zog er eine kleine Flasche Pepto-Bismol aus der Tasche, drehte den Verschluss ab und kippte den pinkfarbenen Säurebinder herunter. Bei seinem Anblick fühlte ich mich unwohl, aber während meines Jahres in der Redaktion war das Ganze zu einem Ritual geworden. Danach kam Ed zur Ruhe, er stand reglos da, fuhr sich mit der Zunge durch die Mundhöhle und säuberte sich die Zähne. Erst dann sah er mich wieder an. Seine Hände schienen nach irgendetwas zu greifen. Sanft sagte er: »Einmal habe ich folgenden Satz gehört: ›Ein einzelner Tod ist eine Tragödie, eine Million Tote sind eine Statistik.‹ Vielleicht ist es die Aufgabe von uns Reportern, den einzelnen Tod aufzudecken.«

Von allen Dingen ganz am Anfang, als die Sache ins Rollen kam, kann ich mich daran vielleicht am besten erinnern; an die Vermutung, an eine Art Ahnung, dass Ronny Lawtons Vater vielleicht längst tot war.

Für einen Moment ließ der Donner die Lichter ausgehen, und wir standen wie Geister im Korridor herum. Ich hörte, wie sich in der Ferne die Regenwolken entluden wie Artilleriefire. Die Maisfelder ringsum sogen das Wasser auf. Es war eines jener Unwetter, bei denen man aufatmet; der Regen wäscht alles sauber und verschafft dem Boden eine kurze Pause von der Trockenheit, die ihm seit Jahren zu schaffen macht. Die feuchte Kälte ließ mich schauern. Auf dem Holzfußboden unter dem Fenster lief das Wasser in Pfützen zusammen. Und dann dachte ich plötzlich daran, dass draußen vor dem Haus der Lawtons die Spuren weggespült wurden.

Ed rechnete langsam im Kopf nach und wartete, dass ein Bild sich einstellte. Dann sagte er: »Ich frage mich, wie sein alter Herr ausgesehen hat. Als junger Mann, meine ich.«

Ich sagte: »Ich werde in seinem Jahrbuch nachsehen, Ed.«

Dann verzog er sich wieder ins blutrote Reich seiner Dun-